

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 39

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

14. Fortsetzung

„Es wäre trotzdem besser gewesen. Ich habe einen beinahe krankhaften Abscheu vor der Lüge, es ist mir ärger als Gift, wenn mich jemand belügt. Und ich weiss auch, woher diese Abscheu stammt. Ich habe als kleiner Junge selber viel gelogen, ganz naiv, bei jeder Gelegenheit. Meine Mutter war eine zarte Frau, sie hatte schon in jungen Jahren ein schweres Herzleiden. Sie hat sehr unter meiner Verlogenheit gelitten. Und einmal sagte sie mir: ‚Du wirst mich noch töten, mein Kind. Jede Lüge, die du sagst, reisst mir ein Stück vom Herzen.‘ Ich habe meine kleine Mutter abgöttisch geliebt, und diese Worte erschütterten mich dermassen, dass ich mir lange Zeit wie ein Aussätziger vorkam. Seit jenem Tag habe ich nie wieder gelogen. Meine Mutter starb, als ich noch nicht vierzehn war. Aber heute noch martert mich zuweilen der Gedanke, dass ich mitschuldig bin an ihrem frühen Tod.“

Er bleibt mit grübelnd gesenkter Stirn an dem offenen Fenster stehen. Ein kühler Wind streift über sein Haar. Die Sonne ist untergegangen, der Himmel zwischen den Eukalyptusbäumen erstirbt in einem unbeschreiblichen Türkisgrün, in dem plötzlich, wie ein verrirrter Glassplitter, ein kleiner Stern aufblinkt — man weiss nicht woher. Ein paar Fledermäuse huschen mit schrillen Schreien am Fenster vorbei, und in den Zisternen, da und dort, beginnen schon die Frösche ihr abendliches Liebeskonzert. Die Luft ist voll von Gerüchen. Man ahnt Zitronenblüte und Rosen und nahe Pinienwälder. Und ganz schwach, ganz von fernher das Meer ...

Der Mann am Fenster fühlt, wie unter dem Einfluss dieser Abendstimmung die zornige Spannung in ihm sich zu lösen beginnt. Seine Stimme klingt weicher, fast traurig vorwurfsvoll, als er sich wieder zu Ariel zurückwendet.

„Es ist vielleicht töricht, dass ich das alles so tragisch nehme, aber ich kann mich nicht ändern. Nie werde ich vergessen können, dass Sie sich schon mit einer Lüge bei mir eingeführt haben — mit einer dreifachen sogar. Und auch später, an jenem Kasinoabend, haben Sie in meiner Gegenwart ein dutzendmal gelogen — kreuz und quer.“

„Aber doch nur in Ihrem Interesse und nur den Anderen gegenüber.“

„Das bleibt sich gleich. Die Wirkung auf mich war dieselbe. Und übrigens — das mit den ‚Vorzugsaktien‘, das war ja auch an diesem Abend. Auf unserm Spaziergang nach Garavant — erinnern Sie sich noch?“

„Aber es war doch geschwindelt!“

„Das macht es nicht besser, im Gegenteil.“

„Herrgott! Was hätte ich denn sagen sollen, wenn Sie mich etwas so Dummes fragen?“ Ariel springt plötzlich auf und geht mit zornigen Pantherschritten hin und her. „Warum ich mich für Ihre Sache so interessiere, warum ich das und warum ich jenes! Als ob das so schwer zu erraten wäre. Als ob eine Frau sich überhaupt für die ‚Sache‘ allein interessieren könnte, ohne ...“

Sie wirft die Locken zurück und funkelt ihren Partner herausfordernd an. „Damit Sie es nur wissen: Ihre ganze Goldmacherei wäre mir vollkommen gleichgültig, wenn es

mir nicht um Sie ginge, um Ihr ganz persönliches Schicksal. Einzig und allein um Ihretwillen möchte ich, dass die Sache perfekt wird. Ob sie der Menschheit zugute kommt oder nicht, ist mir ganz einerlei. Wenn Sie etwas erfunden hätten, womit man die ganze Menschheit mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte, würde ich mich genau so dafür einsetzen. Für mein Gefühl —, für mein menschliches Interesse an Ihnen, meine ich, hat das gar keine Bedeutung.“

„Auch wenn ich ein Schwindler wäre — ein Scharlatan?“

„Auch dann. Es gibt sehr interessante Scharlatane. Denken Sie an Cagliostro — an Rasputin ...“

Ihr Zorn verliert sich allmählich in einer spöttischen Heiterkeit. Sie stehen einander nah gegenüber, in kurzem, atemlosen Schweigen. Raffals Gesicht ist weiss wie ein Blatt Papier. Sein Blick bohrt sich brennend in den ihren.

„Wenn man das — glauben könnte“, sagt er leise, mit Herzklopfen in der Stimme.

„Wenn man es nicht glaubt, gehe ich“, braust sie auf und macht eine Bewegung zum Tisch, wo ihr Hut liegt.

Wir erinnern uns...

1941:

29. September. Die Deutschen melden als Gesamtergebnis der Kesselschlacht östlich von Kiew 665 000 Gefangene, 885 Panzerkampfwagen und 3718 Geschütze.

29. September. Heydrich tritt in Prag sein Amt mit der Verhaftung Hachas, des Chefs der Protektoratsregierung, an.

1942:

25. September. Nach Stalins Angriffsbefehl beginnen die russischen Gegenangriffe südlich von Stalingrad und bei Mosdok, vor dem Tor des Kaukasus. Moskau meldet, dass die 30 ersten Tage der Stalingraderschlacht 200 000 deutsche Gefallene gekostet habe.

29. September. Es wird bekannt, dass jede Woche 20 000 Soldaten der künftigen amerikanischen Invasionsarmee in England eintreffen.

1943:

26. September. In Bern wird der 25. Jahrestag der selbständigen Bauern-, Gewerbe und Bürgerpartei gefeiert.

27. September. Die russische Sommeroffensive gipfelt in der Rückeroberung von Smolensk und Roslawl, der Desna-Ueberschreitung und der Bildung von Dnjepr-Brückenköpfen südlich von Kiew.

1944:

25. September. In Lothringen hat General Patton die Panzerschlacht um die Mosel gewonnen.

26. September. Reval und Pernau in Estland von den Russen erobert.

29. September. Die holländische Maas von den Engländern auf 8 km Breite erreicht. Eine grosse Tasche bildet sich in Südwestholland.

Jorellensstube

Herrengasse 25 (Casino)

Aber Raffal vertritt ihr den Weg, seine Hände halten sie fest.

„Beantworten Sie mir noch eine Frage. Ich muss es wissen, bevor ich ... Alles hängt für mich davon ab. Sind Sie — ich meine, steht Herr ten Leert Ihnen persönlich nahe?“

Es ist schon so dämmrig im Zimmer, dass er den Ausdruck ihrer Augen nicht mehr sehen kann. Er hört nur ihr Lachen, das hell und aufrichtig klingt, ohne jede falsche Note.

„ten Leert? Barmherziger Himmel, ten Leert als Liebhaber?!“ Sie schüttelt sich vor Vergnügen, dass er sie kaum festzuhalten vermag.

Etwas in ihm jubelt auf. „Und Bogadyn?“ fragt er, kaum noch ernsthaft bedrückt.

Ihr Lachen verstummt. Ein, zwei Herzsschläge lang zögert sie mit der Antwort. Dann sagt sie mit einer Gleichgültigkeit, die der inneren Wahrheit ihrer Worte entspricht:

„Weder Bogadyn noch ten Leert. Sie sind mir beide zusammen nicht wichtiger als mein Schuhlöffel.“

Ohne Widerstand gibt sie dem Druck seines Armes nach, der sie mit plötzlicher Heftigkeit umschlingt. Ihr warmer, duftender Atem streift sein Gesicht.

„Komm“, sagt er leise und zieht sie zum Fenster, „damit ich noch etwas von dir sehe ...“

Wie etwas ganz Neues, Niegesehenes erlebt sein Blick die Schönheit dieses zurückgebogenen Gesichtes, wie ein unverhofftes Gnadengeschenk.

„Ich habe seit Menschengedenken keine Frau mehr geküsst“, murmelt er, während sein Mund verlangend den ihren sucht. Ein Leben voll Bitternis und Enttäuschungen versinkt in der glühenden Ewigkeit dieses Kusses. Es gibt keine Zukunft mehr, noch Vergangenheit, keine Nahrungsorgen und Gläubiger und ten Leerts. Es gibt nichts mehr als sie — als den himmlischen Rausch dieser Minute, in dem alle Erdschwere sich auflöst — — —

Dann schreckt irgendein Geräusch im Hause ihn auf. Er muss sich erst auf die Wirklichkeit besinnen. Die Däm-

merung hat das Zimmer ausgelöscht, kein Gegenstand ist mehr zu erkennen. Das helle Türkisgrün zwischen den Eukalyptusbäumen ist dunkler geworden, und der kleine Stern hat Gesellschaft bekommen: vier, fünf zwinkernde Brudersterne und einen schmalen, sehr jungen Mond.

Nebenan in der Küche schlägt eine Wanduhr sieben. Raffal löst sich sanft aus den Armen der Geliebten.

„Wir wollen Licht machen“, flüstert er, „ich glaube, der Junge ist zurückgekommen.“

Er tastet sich zum Lichtschalter. Betäubt von der plötzlich einbrechenden Helligkeit, mit lächelndem, berauschten Augen sehen sie einander an.

„War das sieben Uhr?“ fragt sie mit einem kleinen Stosseufzer des Bedauerns. „Dann ist es höchste Zeit für mich, sonst wächst dem armen Yvo noch der Bart durch den Marmortisch. Er wartet nämlich schon über zwei Stunden auf mich, in der schäbigsten kleinen Bar, die in ganz Menton aufzutreiben war.“ Sie ordnet rasch vor ihrem Taschenspiegel das verwirrte Haar. „Ich hab' ihn da abgesetzt, damit er in der Zwischenzeit von niemand gesehen wird. Denn offiziell sind wir zusammen im Kino und sehen uns die Garbo als ‚Kameliendame‘ an. O weh!“ Sie beisst sich erschrocken auf die Lippe und macht ihr bestürztes Schulfmädchengesicht. Dann dreht sie sich schnell nach ihm um und wischt ihm mit dem Zeigefinger die missbilligende Falte vom Mund. „Mach kein so böses Gesicht — du! Genügt es nicht, wenn ich dir immer die Wahrheit sage? Vorläufig wenigstens, bis ich mehr Uebung darin habe. Ich werde mir schreckliche Mühe geben, du wirst sehen. Aber Kaja muss ich unbedingt noch eine Weile beschwindeln — schon unseretwegen. Sie bewacht mich wie ein Höllenhund. Ich soll an nichts denken als an meine Kunst. Wenn sie eine Ahnung hätte, wie es mit uns steht, würde sie mich keinen Schritt mehr allein lassen. Und das —“ Sie vollendet den Satz mit einer leidenschaftlichen Gebärde, die mehr sagt als Worte.

In der Küche macht Tino sich durch allerhand hausfrauliche Geräusche bemerkbar. Er ist gerade dabei, eine

Vom Hornussen in alter Zeit

Welcher Berner kennt es nicht, das Hornussen, das neben dem Schwingen wohl jene Leibesübung ist, die am meisten heimatlichen Erdgeruch atmet. Bodenständigkeit ist wohl eines der hauptsächlichsten Merkmale dieses Spiels, dem zudem beachtliche moralische Werte zugute gehalten werden dürfen. Das Hornussen fördert den Gemeinschaftsgedanken und lässt der Zusammenarbeit und gegenseitigen Unterstützung der Spieler weiten Raum. Mut und Konzentrationsvermögen sind weitere Erfordernisse, die an jeden guten Hornusser gestellt werden. Kleinlicher Klassegeist ist hier verpönt. Der bescheidene Knecht gilt im Hornusserries ebensoviele wie der Sohn des Herrenbauers.

Mancher, der an einem Sonntag durch die heimatlichen Fluren gepilgert ist und den Leuten von der Rute und der Schaufel zugeschaut hat, hat sich sicher schon die Frage gestellt, woher eigentlich dieses eigenartige Spiel auch stammt und welches wohl seine ursprüngliche Bedeutung war. Nun möchten wir doch gleich vorausschicken, dass selbst Volkskundler, die sich ebenfalls mit dieser Frage beschäftigt haben, uns darauf keine restlos befriedigende Antwort geben können. Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Spiel und seinen ursprünglichen Formen eine heidnisch-religiöse Vorstellung. Sehr wohl möglich ist aber auch — diese Auffassung vertritt z. B. der bekannte Volkskundler Christian Rubi —, dass das Hornussen von

einem *uralten Kriegsspiel* herrührt, das den Zweck verfolgte, die jungen Leute zu kriegstüchtigen Männern heranzuziehen. Aber, wie gesagt, etwas Sicheres lässt sich über dieses Spiel nicht sagen.

Urkundlich ist das Hornussen bei uns im Bernerland — es wurde, nebenbei erwähnt, in früheren Jahrhunderten schon im Wallis und in Graubünden gepflegt — bereits 1625 bezeugt. Die ältesten Quellen sind hier, wie auf so vielen andern Gebieten, die sog. Chorgerichtsmanuale, die bekanntlich in allen bernischen Kirchgemeinden geführt wurden und uns heute einen recht vielsagenden Einblick in das bernische Volksleben früherer Zeiten vermitteln. So zeigen sie uns nun auch, wie die bernische Landeskirche früherer Zeiten einen unentwegten, wenn allerdings auch vergeblichen Kampf gegen das Hornussen führte, ganz besonders natürlich dann, wenn dadurch die Predigt und die Kinderlehre, zu deren Besuch seinerzeit auch junge Männer und Frauen gehalten waren, versäumt wurden. Geistlichkeit und Chorgerichte wurden in ihrem Kampf mehr oder weniger eifrig von der weltlichen Obrigkeit unterstützt, die zwar das Hornussen an und für sich als «unschuldige» Leibesübung betrachtete, die weniger Aergernis erregte, als andere Spiele, die aber schliesslich doch dazu kam, das Hornussen während des Gottesdienstes ganz zu verbieten. Der Regierung war es dabei freilich ebensowohl, wie um die Weckung und Förderung kirchlich-religiösen Lebens,

darum zu tun, durch den Besuch des Gottesdienstes treue, gehorsame Untertanen zu bekommen. Wer den Besuch des Gottesdienstes versäumte, galt in albernischer Zeit nicht nur als unkirchlich, sondern zog sich leicht den Verdacht regierungsfeindlicher Gesinnung zu.

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Hornussen auf eine breitere, organisierte Grundlage gestellt. 1902 wurde der Eidg. Hornusserverband ins Leben gerufen und bereits 1903 fand in Heimiswil bei Burgdorf das 1. eidg. Hornusserfest statt, woran sich 24 Gesellschaften mit 500 Hornussern beteiligten. Die eidgenössischen Feste der letzten Jahrzehnte zeigten Massenaufrmärsche. In frischer Erinnerung ist wohl noch bei vielen das letzte und unmittelbar vor Kriegsausbruch stattgefundene eidg. Hornusserfest von Bözingen bei Biel, wo auf 70 Riesen 250 Gesellschaften mit 5000 Mann um die Siegespalme stritten. In den letzten Jahren wurden die Hornusserfeste dezentralisiert und in bescheidenem, festlichem Rahmen durchgeführt.

Dass sich da und dort im Hornusserwesen Mißstände bemerkbar machen, soll nicht verschwiegen bleiben. Besonders ist zu bedauern, dass städtische Gesellschaften dieses doch eigentlich typisch ländliche Spiel allzu sportmässig betreiben und dank ihrer grösseren Geldmittel und ihrer ausgedehnteren Uebungsmöglichkeiten die ländlichen Gesellschaften zu verdrängen in der Lage sind. Hoffen wir trotzdem, dass das Hornusserspiel auch weiterhin auf dem Lande eine gute Heimstätte finden möge!

F. K.